

Die heidnische Schule

Autor(en): **Baudelaire, Charles**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1926)**

Heft 11

PDF erstellt am: **27.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-760057>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die heidnische Schule

Von Charles Baudelaire

Deutsch von Max Rychner

Im vergangenen Jahr hat sich ein bemerkenswertes Ereignis zugetragen. Ich sage nicht, es sei das wichtigste, aber es ist eines der wichtigsten, oder vielmehr eines der symptomatischsten.

An einem Bankett zum Gedächtnis der Februarrevolution wurde ein Toast dem Gotte Pan dargebracht, jawohl, dem Gotte Pan, von einem dieser jungen Leute, die man als gebildet und intelligent bezeichnen kann.

– «Aber, sagte ich ihm, was hat der Gott Pan mit der Revolution gemein?»

– «Wie? antwortete er; aber Gott Pan, er, hat die Revolution gemacht. Er ist die Revolution.»

– «Ist er übrigens nicht seit langem tot? Ich glaubte, man hätte eine gewaltige Stimme über dem Mittelmeer schweben gehört, und diese geheimnisvolle, von den Säulen des Herkules bis zu den Ufern Asiens hinrollende Stimme hätte der alten Welt gekündet: *Der große Pan ist tot!*»

– «Ein ausgestreutes Gerücht. Verbreitet von bösen Zungen; aber es ist nichts daran. Nein, Gott Pan ist nicht tot! Der große Pan lebt noch,» fuhr er fort, indem er die Augen in bizarrer Rührseligkeit gen Himmel aufschlug... «Er wird wiederkehren!»

Er redete von Pan, dem Gott, wie vom Gefangenen auf St. Helena.

– «Was? Wären Sie demnach Heide?»

– «Aber ja, zweifellos; wissen Sie denn nicht, dass allein das Heidentum, richtig erfasst und begriffen, die Welt retten kann? Es gilt, auf die wahren Lehren zurückzukommen, die *für einen Augenblick* von dem schändlichen Galiläer verdunkelt wurden. Im übrigen hat mir Juno einen gunsterfüllten Blick zugeworfen, einen Blick, der mir in die Seele drang. Ich war traurig und melancholisch inmitten der Menge, während ich den Menschenzug betrachtete und mit verliebten Augen diese schöne Gottheit anflehte, als einer ihrer Blicke, wohlwollend und tief, mich erhob und ermutigte.»

– «Juno hat Ihnen einen ihrer Kuhblicke gesandt, *Βωπις Ἡρη!*» Der Arme ist vielleicht wahnsinnig.

– «Aber merken Sie nicht, sagte ein Dritter, dass es sich um die Faschingsochsen-Zeremonie handelt? Er beschaute alle diese rosigen Frauen mit *heidnischen* Augen, und Ernestine, die am Hippodrom angestellt ist und die Rolle der Juno spielte, hat ihm einen Blick voller Erinnerungen zugeworfen, ein richtiges Kuhauge.»

– «Ernestine soviel Sie wollen, sagte der Heide unwillig. Ihr wollt mir die Illusion vernichten. Doch die geistige Wirkung trat deshalb um nichts geringer zutage, und ich betrachte diesen Blick als günstiges Vorzeichen.»

Mir scheint, dieser heidnische Unfug stammt von einem Mann, der viel und schlecht Heinrich Heine und seine von materialistischer Gefühlschlamperei angefaulten Machwerke gelesen hat.

Und da ich einmal den Namen dieses berühmten Schuldigen genannt habe, will ich lieber gleich etwas von ihm erzählen, das mich jedesmal außer mir bringt, wenn ich dran denke. Heine erzählt in einem seiner Bücher, dass er inmitten wilder Berge, am Rand schauderhafter Abgründe, in einem Chaos von Eis und Schnee einem jener Mönche begegnet sei, die in Begleitung eines Hundes auf die Suche nach verirrtten und todesnahen Reisenden gehen. Einige Augenblicke zuvor hatte sich der Autor in der Einsamkeit gerade von Anfällen seines voltaireschen Hasses gegen die Pfaffen packen lassen. Er schaut einige Zeit dem Menschheits-Manne zu, der den heiligen Dienst tut; ein Widerstreit spielt in seiner hochmütigen Seele, und schließlich, nach schmerzlichem Zaudern, findet er sich darein und kommt zu dem schönen Entschluss: «*Nein! ich werde nicht gegen diesen Mann schreiben!*»

Welche Großmut! Die Füße in guten Pantoffeln, an der Seite des wärmenden Feuers, umschwirrt von den Lobhudeleien einer üppigen Gesellschaft, schwört der berühmte Herr, einen armen Teufel von Mönch nicht zu verlästern, der weder seinen Namen noch seine Blaspheme je kennen wird, und der ihn, gegebenenfalls, retten wird!

Nein, niemals hätte Voltaire eine solche Schmäählichkeit geschrieben. Voltaire besaß zuviel *Geschmack*; im übrigen war er zudem Mann der Tat, und er liebte die Menschen.

Kehren wir zurück zum Olymp. Seit einiger Zeit habe ich den ganzen Olymp an meinen Fersen; ich leide daran; Götter fliegen mir auf den Kopf wie Dachziegel. Mir scheint, dass ich übel träume, dass ich im Leeren dahinrolle, und dass eine Menge von Götzen aus Holz, Eisen, Gold und Silber vereint mit mir stürzen, mich in meinem Fallen verfolgen, mich prügeln und mir Kopf und Lenden zermalmen.

Unmöglich, einen Schritt zu machen, ein Wort zu sagen, ohne über irgendetwas Heidnisches zu stolpern.

Sucht ihr Worte für die Angst, die Traurigkeit des Anblicks, wie das Menschengeschlecht abnimmt, die allgemeine Gesundheit durch schlechte Hygiene angekränkelt ist, so wird ein Dichter bei euch sein und antworten: « Wie wollt ihr, dass die Weiber viele Kinder herstellen in einem Lande, wo sie einen hässlichen Gekreuzigten anbeten! » – Welch hübscher Fanatismus!

In der Stadt ist das Unterste zuoberst. Die Läden werden geschlossen. Die Frauen kaufen in Eile den Lebensbedarf, die Straßen werden aufgerissen, alle Herzen sind beengt von Angst vor großem Geschehen. Das Pflaster wird in kurzem mit Blut überschwemmt sein. – Ihr begegnet einem glückerfüllten Viech; unter den Armen trägt er seltsame Schmöcker und Hieroglyphen. « Und du, fragst ihr, welche Partei ergreifst du? »

– « Mein Lieber, antwortet er mit sanfter Stimme, ich habe eben neue, recht merkwürdige Eröffnungen über die Heirat von Isis und Osiris entdeckt. » – « Dass dich der Teufel hole. Mögen Isis und Osiris einen Haufen Kinder dreheln und uns in Ruhe lassen! »

Solch augenscheinlich unschuldiger Wahn geht oft sehr weit. Vor ein paar Jahren schuf Daumier ein bemerkenswertes Werk, *l'Histoire ancienne*, welches sozusagen die beste Paraphrase des berühmten Wortes ist: *Wer wird uns von den Griechen und Römern befreien?* Daumier stürzte sich brutal auf Antike und Mythologie und spuckte drauf. Und der zürnende Achill, der listenreiche Odysseus, die brave Penelope, und Telemach, dieser große Tölpel, und die schöne Helena, die Troja zugrunde gerichtet hat, und die lodernde Sappho, diese Schutzherrin der Hysterischen, und schließlich alle erschienen uns in einer spaßigen Hässlichkeit, welche an jene alten Gerippe von Schauspielern klassischer Stücke erinnert, die zwischen den Kulissen Tabak schnupfen. Nun, ich habe einen begabten Schriftsteller vor diesen Stichen weinen sehen, vor dieser amüsanten und nützlichen *Blasphemie*. Er war entrüstet, er nannte das eine Gottlosigkeit. Der Arme bedurfte noch einer Religion.

Manche haben durch Geld und Beifall diese klägliche Schrulle gefördert, die aus dem Menschen ein träges Wesen und aus dem Schriftsteller einen Opiumfresser zu machen strebt.

Vom rein literarischen Standpunkt ist dies nichts anderes als eine unnütze und abstoßende Nachäfferei. Hat man sich ausreichend über die naiven Sudler lustig gemacht, die sich damit abschinden, Cimabue zu kopieren; über Schriftsteller mit Dolch, Wams und Toledo-Degen? Und

ihr, unselige Neuheiden, was tut ihr denn, wenn nicht dasselbe? Nachhaffung, Nachhaffung! Ihr habt zweifelsohne eure Seele irgendwo an einem üblen Ort verloren, dass ihr derart durch die Vergangenheit rennt wie leere Hüllen, um auf einem antiken Trümmerhaufen einer Seele zu begegnen und sie an euch zu raffen? Was erwartet ihr vom Himmel oder von der Dummheit des Publikums? Ein hinreichendes Vermögen, damit ihr in euern Dachzimmern dem Priap und Bacchus Altäre errichten könnt? Die Folgerichtigsten unter euch werden am zynischsten sein, sie werden dem Gotte Crepitus einen errichten.

Wird Gott Crepitus euch Tee brauen, wenn ihr am Morgen nach euern einfältigen Kultgebräuchen erwacht? Wird euch Venus Aphrodite oder Venus Mercennaria die Übel lindern, die sie euch anhängte? Werden all diese Marmorstatuen aufopfernde Frauen sein am Tag des Todeskampfes, am Tag der Gewissensqual, am Tage der Ohnmacht? Trinkt ihr Ambrosia-Kraftbrühe? Esst ihr parische Koteletten? Was erhält man in der Leihanstalt für eine Lyra?

Leidenschaft und Vernunft verabschieden, heißt die Literatur töten. Die Bestrebungen der uns vorausgehenden christlich und philosophisch geprägten Gesellschaft verleugnen, heißt Kraft und Mittel der Vervollkommnung zurückweisen. Sich ausschliesslich mit den Verlockungen naturhafter Kunst umgeben, heißt, sich große Aussichten zur Verdammnis erwerben. Während langer, sehr langer Zeit werdet ihr nur das Schöne, nichts als das Schöne sehen, lieben, empfinden können. Ich fasse das Wort in einem eingeschränkten Sinn. Die Welt wird euch einzig in ihrer körperhaften Form erscheinen. Die Triebkräfte, die ihr Bewegung mitteilen, werden lange verborgen bleiben.

Möchten doch Religion und Philosophie eines Tages kommen, als würden sie beschworen durch den Schrei eines Verzweifelten! So wird das Schicksal jener Sinnverwirrten immer sein, die in der Natur bloß Rhythmen und Formen sehen. Vorerst wird ihnen die Philosophie nur wie ein interessantes Spiel erscheinen, als angenehme Gymnastik oder Fechterkünste im Leeren. Doch wie werden sie gezüchtigt werden! Ein jedes Kind, dessen poetischer Sinn überreizt wird, dem das anspornende Schauspiel tätigen und emsigen Wirkens nicht stetsfort vor Augen ist, das ununterbrochen von Ruhm und Lust sprechen hört, dessen Sinne von Gegenständen der Kunst tagtäglich gestreichelt, gereizt, erschreckt, entzündet und befriedigt werden, wird zum unglücklichsten der Menschen und macht die andern unglücklich. Mit zwölf Jahren wird es seiner Kinderfrau die Röcke heben, und falls das Mächtige im Verbrechen oder in der

Kunst diesen Menschen nicht über vulgäre Geschicke emporreißt, wird er mit dreißig Jahren im Spital verrecken. Seine ohne Unterlass beunruhigte und darbende Seele schweift durch die Welt, die geschäftige und strebsame Welt; sie streift herum wie eine Prostituierte und ruft: Plastik! Plastik! Das Plastische – dieses grässliche Wort gibt mir eine Gänsehaut – das Plastische hat ihn vergiftet, und doch kann er nur mit diesem Gifte leben. Er hat die Vernunft aus seinem Herzen verbannt, und in gerechter Strafe weigert sich die Vernunft, wieder in sein Inneres einzukehren. Das höchste Glück, das ihm widerfahren kann, ist, dass die Natur ihm einen schrecklichen Ordnungsruf zudröhnt. Tatsächlich ist das Gesetz des Lebens so, dass, wer den reinen Genuss ehrlicher Tätigkeit verwirft, nur noch die schauerhaften Genüsse des Lasters zu empfinden vermag. Die Sünde hat ihre Hölle in sich, und die Natur sagt von Zeit zu Zeit zum Schmerz und zum Elend: Geht, besiegt diese Rebellen.

Das Nützliche, das Wahre, Gute, wahrhaft Liebenswerte, all diese Dinge bleiben ihm unbekannt. Überzeugt von seinem zermürbenden Traum, will er die andern davon überzeugen und damit zermürben. Er wird nicht an seine Mutter, seine Pflegemutter denken; er wird seine Freunde verlästern, oder sie *nur um ihrer Form willen* lieben; hat er eine Frau, so wird er sie geringschätzen und erniedrigen.

Die maßlose Neigung für Form treibt in ungeheuerliche und unbekannte Wirrnisse. Aufgezehrt von der wilden Leidenschaftlichkeit für das Schöne, das Schnurrige, das Hübsche, das Malerische – denn es gibt Abstufungen –, verschwinden die Begriffe des Rechten und Wahren. Die rasende Leidenschaft für Kunst ist ein Geschwür, welches das Übrige auffrisst; und gleichwie das glatte Fehlen des Rechten und Wahren in der Kunst dem Fehlen von Kunst gleichkommt, so löscht dieser Mangel den ganzen Menschen aus; die übermäßige Spezialisierung in einer Fähigkeit führt ins Nichts. Ich begreife die Wut der Bilderstürmer und Muselmanen gegen Bildnisse. Ich lasse alle Gewissensbisse des heiligen Augustin gelten, welche die allzu lebhaften Vergnügungen der Augen betreffen. Die Gefahr ist so groß, dass ich die Vertilgung der Objekte entschuldige. Die Kunsttollheit ist gleich dem Missbrauch des Geistes. Die Suprematie von einem der zwei hat Dummheit, Herzenshärte und eine Unermesslichkeit an Hochmut und Egoismus zur Folge. Ich erinnere mich, wie ein Schmierenkomiiker, der eine falsche Münze erhalten hatte, sagte: Ich behalte sie für einen Armen. Der Elende fand ein höllisches Vergnügen daran, einen Armen zu bestehlen und gleichzeitig den guten Ruf eines Wohltäters zu genießen. Ich hörte einen andern sagen: Warum ziehen

die Armen zum Betteln nicht Handschuhe an? Sie brächten es weit. Und ein anderer: Gebt jenem dort nichts; er ist schlecht eingewickelt; seine Lumpen stehen ihm nicht gut.

Man halte diese Dinge nicht für Kindereien. Was der Mund zu sagen sich gewöhnt, gewöhnt sich das Herz zu glauben.

Ich kenne eine große Zahl von aufrichtigen Menschen, die, wie ich, müde, traurig, betrübt und zerbrochen sind von dieser gefährlichen Komödie.

Die Literatur muss ihre Kräfte wieder in einer besseren Atmosphäre ertüchtigen. Die Zeit ist nicht fern, wo man verstehen wird, dass alle Literatur, die sich weigert, brüderlich zwischen Wissenschaft und Philosophie zu marschieren, eine menschenmörderische und selbstmörderische Literatur ist.

22. Januar 1851.